

René Maran: „Ein Mensch wie jeder andere“

Von der Möglichkeit und Unmöglichkeit der Liebe

Von Marko Martin

Deutschlandfunk Kultur, Buchkritik, 31.10.2023

Zwischen Bordeaux und dem Tschad: Ein französischer, schwarzer Beamter wird zum Arbeiten in die Kolonie Tschad geschickt. Vorher trennt er sich noch von seiner weißen Freundin, denn diese Liebe sei nicht möglich. Ein mutiger und bis heute aktueller Roman ohne Kitsch.

Ein Mann verlässt eine Frau, obwohl – oder gerade weil – sie seine große Liebe ist. Er fürchtet, ihr nicht genügen zu können. Sind dies womöglich Strophen eines Minneliedes, Szenen aus einem Ritterroman? Die Geschichte spielt jedoch im 20. Jahrhundert. Der Mann verlässt den Hafen von Bordeaux auf einem modernen Schiff, auf dem er alsdann einen seiner Kollegen mit Ehefrau trifft und, um das Vergangene zu vergessen. Eine kurze Liaison mit einer anderen Frau beginnt, die ebenfalls auf dem Weg nach Afrika ist, wo ihr Mann arbeitet. Haben wir es hier also mit einer Art Aussteiger- oder Prä-Midlife-Crisis-Story zu tun?

Nichts von alledem, denn das Buch erschien im französischen Original bereits 1947, und sein Autor René Maran (1887-1960) ist auf der Karibikinsel Martinique geboren, Nachkomme einst dorthin verschleppter Sklaven. Wie sein Protagonist Jean Veneuse wuchs er in Bordeaux auf und hatte eine Zeitlang einen Posten in der französischen Kolonialverwaltung in Afrika inne. Interessanter, ja bestürzender als etwaige biographische Parallelen, ist jedoch die innere Zerrissenheit des Romanhelden, der in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts trotz seiner intellektuellen Brillanz und sozialen Absicherung als (literarisch interessierter) Staatsbeamter eben keine Chance auf ein gemeinsames Leben mit seiner geliebten Andrée sieht: Er ist schwarz, und sie ist weiß.

Das fatale Hautfarben-Missverständnis

In einem Brief, den er nach seiner Ankunft im Tschad schreibt, heißt es: „Die Liebe hebt die Rassenvorurteile nicht auf. Widersprechen Sie nicht. Ich kenne alle Argumente, die Sie dagegen vorbringen werden. Erstens, ich sei ja nicht schwarz im Sinne von Schwarz. Zweitens, ich sei nicht wie die anderen Schwarzen. Und drittens, dass Mischehen seit dem Krieg häufig

René Maran

Ein Mensch wie jeder andere

Aus dem Französischen von Claudia Marquard

Elster und Salis Verlag

204 Seiten

25,00 Euro

vorkämen. Leider aber, Andrée, bin ich Kolonialbeamter. Und ich liebe Sie mit Weitblick. Hören sie mir also zu: Weiße und Schwarze würden sich gegen uns verbünden. Wir würden allein sein, hoffnungslos allein. Glauben Sie, dass wir unser ganzes Leben so im Abseits leben könnten? Denken Sie nach, bevor Sie antworten.“

Und nicht der kleinste Stachel bei all dem ist, dass es ausgerechnet die Geliebte war, die ihm quasi als Lob bescheinigt hatte, „nicht so zu sein wie andere Schwarze“. Bereits auf der Schiffspassage, die von Bordeaux entlang der westafrikanischen Küste bis zur Kongo-Mündung führt, hatte ihm sein Jugendfreund, ebenfalls ein Kolonialbeamter, auf ebenso jovial gewollte, aber letztlich zutiefst rassistische Weise „ermutigt“. René Maran, der kein Pamphletist, sondern ein kluger Romancier war, bleibt jedoch bei der Schilderung solcher Verhaltensmuster nicht stehen, sondern hat den schriftstellerischen Mut zur Ambivalenz-Beschreibung. Ist es dann doch gerade dieser so verstörend daher plappernde weiße Kolonialbeamte, der seinen dunkelhäutigen Freund Jean robust dazu auffordert, nur nicht aufzugeben, sondern gefälligst um seine Liebe Andrée zu kämpfen.

Den rassistischen Projektionen entkommen

Außerdem: Wäre das Pendant zur verletzenden Bemerkung, Jean sei nicht wie andere Schwarze, nicht ebenso rassistisch – nämlich die Aufforderung, er möge genau so sein wie (angeblich) alle anderen Schwarzen? Dieser Roman, der aus packenden europäischen und afrikanischen Landschaftsschilderungen besteht, aus eindringlichen Dialogen, Briefen und vor allem luzid-präziser Selbstreflexion, ist ein bis heute aktuell gebliebener Einspruch gegenüber jedem auf die Hautfarbe reduzierenden Essentialismus. Und er ist gleichzeitig eine Korrektur der selbstzufriedenen Mär, dass Hautfarbe überhaupt keine Rolle spiele und man/frau deshalb lieber farbenblind sein solle.

Im afrikanischen Tschad (dessen Kolonialstrukturen bereits 1927 André Gide so eindringlich beschrieben hatte) fühlt sich der auf den Antillen geborene Protagonist jedenfalls denkbar fremd. Er sieht sich im Zwiespalt seiner Position als (schwarzer) Repräsentant der (weißen) Kolonialherren, bleibt aber dennoch lieber bei seiner mitgeführten Stendhal-, Baudelaire und Pascal-Lektüre, anstatt sich in den Dörfern der ihm zugewiesenen Region zu tummeln. Schließlich lässt er sich zurück nach Frankreich versetzen, kehrt heim nach Bordeaux, doch das Happy-End mit Andrée ist ein individuelles, ein den gesellschaftlichen Zwängen abgetrotztes.

Kontroversen um dieses Buch

1961 dekretierte deshalb der Theoretiker Frantz Fanon in seiner berühmten anti-kolonialistischen Schrift „Die Verdammten der Erde“, dass Menschen wie dieser angeblich eskapistische Romanheld Jean „niedergeschlagen werden müssen“. Im Jahr 2021 widerspricht dann der 1990 in Dakar geborene Schriftsteller Mohamed Mbougar Sarr – Prix-Goncourt-Preisträger wie einst René Maran – im Nachwort zur Neuveröffentlichung des Romans solch quasi „woker“ Totalkritik auf vehemente Weise und stimmt stattdessen ein Loblied auf dieses ungeheuer mutige Buch an. Auch das zeigt, dass René Maran keineswegs „von gestern“ ist.